

(Nachdruck verboten.)

Was ist Ruhm?

Roman von Max Kreker.

„Ist sie jung? Gerein mit ihr!“ schrie der Alte sofort; dann aber, als er hörte, daß die Dame eine Lehrerin von fünfzig Jahren sei, fügte er hinzu: „Laß sie draußen, laß sie draußen! Wir können nur Jugend und Schönheit gebrauchen, die Häßlichkeit wird abgeschlachtet. Sieh mich an, ich wäre beinahe als Apoll auf die Welt gekommen, aber meine Mutter war dagegen. Du hast einen Jungen? Steck ihm das in die Sporkasse und halt Dir die Ohren zu.“

Kopfschüttelnd über diesen Unsinn verzog sie sich, umbrüllte von den heiteren Gesellen.

Alle sechs drückten sich in dem Zimmer umher, durch das der Tabaksqualm seine blauen Bogen trieb, die die Köpfe umnebelten, unaufhörlich zur Decke stiegen und erst allmählich durch das geöffnete Fenster zogen. Sie schwatzten und lärmten, sprachen von ihren Plänen, schimpften auf die Kritik und rissen die Gröhen herunter, die augenblicklich mit Kaiserdenkmälern das beste Geschäft machten. Ein Scherzwort von Wegas rief lautes Gelächter hervor. Er sollte über die Eintönigkeit der vielen Reiterstandbilder des alten Kaisers die Bemerkung getan haben, daß in späteren Jahrhunderten bei einer Ausgrabung all dieser Arbeiten ein zukünftiger Schlemmer die Worte sprechen würde: „Hat der Mann viel zu tun gehabt.“ Und Walzmann erzählte von einem bekannten Drogenfabrikanten, der Denkmäler in jeder Größe und in jeder gewünschten Veränderung anbiete und die Probemodelle dazu stets auf Lager halte. Er selbst habe in diesem „Pferdestall“ die Paraderosinanten geknetet und Bewegung in die steife Gangart hineingebracht. Als er dann aber einmal etwas „geschlütert“ habe, sei ihm der „Konditormeister“ gleich mit dem Vorwurf der Unnatur gekommen, die heute nicht mehr herrschen dürfe, mit dem Hinweis auf Kollutischerbestien und schwere Litauer, die dem Zeitgeschmack nicht mehr entsprächen.

„Jungs, Jungs, das ist ja eben, worunter leiden,“ rief er wild aus, „unter dem Kleingehirn dieser Marzipangießer. Sie sehen nur die Gattung und nicht das Individuum. Ewigkeitsgröße will ich sehen Ewigkeitsgröße! Rosse will ich sehen, aber keine Pferde. Ja. Ein großer Mann muß auch sein großes Tier haben. Menschliches und tierisches Ideal vereint zu einem Guß. Herrscher oben und Herrscher unten. Zwei Gröhen in einer. Das Pferd des Kompagniechefs ist nicht das Pferd des Kaisers. Und der alte Wilhelm auf dem Tempelhofer Feld ist nicht der Wilhelm auf dem Postament. Gestaltung, Kinder, Gestaltung, nicht blöden Abklatsch. Aber wo ist das Großgehirn unsrer Zeit, das diese Kunst erfährt? Tausend Zwerge und kein Riese. . . So, nun wollen wir Sekt trinken, Kinder. Kommt, ich lade Euch ein.“

Es war nichts dagegen zu machen; sie mußten alle mit. Der Quartalkrinker in ihm hatte sich plötzlich gemeldet, der ihn in solchem Zustand von einer Budise zur anderen trieb. Nur Kempfen blieb zurück, denn jede Schlemmerei erfüllte ihn mit Widerwillen. Es war noch nicht zehn Uhr, und so stolperten sie lachend die Treppe hinunter. Als der Enthaltfame sich dann zum Fenster hinauslegte, sah er sie drüben auf der anderen Seite in einem gewöhnlichen Lokal verschwinden, zu dem die Stufen direkt von der Straße führten. Vorn trank man Weißbier und Schnaps; nebenan, im besseren Zimmer, durfte der gute Kock sich breit machen. Für solche Halb-Defizillen hatte Walzmann eine besondere Vorliebe; dann setzte er sich mitten unter die Arbeiter, ließ sie trinken, was sie wollten, und hielt ihnen einen Vortrag über Kunst, wie sie ihn sicher noch niemals zu hören bekommen hatten.

Es war still in diesem Winkel; kein Wagen fuhr, so daß der Schall jedes Wort herauftrug, das drüben gesprochen wurde. Tür und Fenster standen offen. „Sekt, Sekt wollen wir haben. Laß ihn holen, wenn er nicht da ist,“ hörte Kempfen den Wunderlichen laut rufen. „Jawohl, Herr Professor,“ war die Antwort von jemand, der ihn schon kennen mußte. „Scher Dich mit Deinem Professor zum Teufel! Beleidige mich nicht,“ rief Walzmann wieder. Dann, als man im dunklen Zimmer Licht gemacht hatte und die Köpfe sich in

dem hellen Schein bewegten, brüllte er sofort: „Beethoven, Beethoven, mein Junge. Schlag den Kasten auf.“

Rauschend drangen die Klänge einer Sonate heraus. Zwei Droschken fuhren vorüber, deren Gerassel die Stimmung zerstörte. Hin und wieder trat ein schwarzer Schatten in die erleuchtete Tür, verschwand drinnen oder verlor sich auf der Straße, deren Häuser fast schon dunkel lagen.

Als Kempfen dann schärfer hinterblickte, bemerkte er drüben ein Mädchen, das unbeweglich lauschte, dann aber die Augen zu ihm erhob und freundlich nickte, als begrüßte sie einen guten Bekannten. Es war die Kleine, die ihr Paket trug und sich wahrscheinlich verspätet hatte.

„Bist Du schon wieder da, scher Dich doch nach Hause!“ knurrte Kempfen vor sich hin, selbst überzeugt davon, daß sie ihn nicht verstehen würde. Ärgerlich und verstimmt über das Ende dieses Abends zog er den Kopf zurück, brachte den Tisch in Ordnung, holte Papier, Tinte und Feder hervor und schrieb an seine Mutter, in großen und kräftigen Buchstaben, die sich wie mit einem Streichholz gemalt ausnahmen. Deshalb hatte er den Stubengenossen gehen lassen, um noch eine Stunde allein mit seinen Gedanken zu sein.

Als er fertig war und Lorensen noch immer kein Pfiffsignal gab, wie sie verabredet hatten, stülpte er sich den Hut auf und stieg die Treppe hinunter, um ihn von drüben zu holen. Durch die Tür sah er nur den Wirt, der einsam am Schanktisch saß und seine Zigarre rauchte; nebenan jedoch schlug die Unterhaltung ihren tollen Wirbel, gingen die Bogen des Gelages hoch, so daß sie in kräftigen Worten überschäumten. Die Vorhänge waren zugezogen, ein Fensterflügel jedoch stand noch offen. Schon wollte Kempfen hineingehen, als er Walzmann mächtig dazwischenfahren hörte, der schon ganz nett angeschmort zu sein schien und mit schwerer Zunge sprach. „Was hat Kempfen gesagt? Der Ruhm ist ein Mann? Quatsch! Der Ruhm kommt von Kunst, und die Kunst ist ein sprödes Weib, das erobert sein will. Hercules ist Robheit, Venus Vollendung. Ja. Nur das Weib gibt uns Kraft, ja wohl, meine Jungs. Denn die Mutter trägt uns bis zum Licht. Auf das Weib also! Auf die passive Athletin, die alle Goliaths bezwingt! Stoß an! Hoch das Weib, hoch die Schöpferin hinter der Kulisse! Alles Leid kommt vom Weibe, alles Große kommt durch das Leid. Ergo!“

„Jawohl. Hoch das Weib!“ brüllte der Chor in wüstem Zeherton, und die Gläser klirrten.

„Ist. Nicht so laut, meine Herren!“ rief der Wirt hinein.

„Noch eine Bulle,“ grunzte Walzmann und empfing sofort höfliches Entgegenkommen; dann bezwang seine Stimme wieder die anderen. „Lorensen, er kann was, er kann was, das muß ich Dir sagen,“ fuhr er fort. „Du bist Feig, er ist Eichenholz. Bin neugierig, wer weiter kommen wird, er oder Du. Merkwürdige Kerle, die Ihr seid! Aber beim Becher bist Du mir lieber, denn Du bist kein Spielverderber. Er aber ist ein Wasserheiliger. . . Ruschte, schenk ein. Trinkt, Kinder, trinkt! Das Leben ist so kurz.“

Ein neuer Propfen war gesprungen, und der Knall hatte sich scharf und hell in die Nacht hinaus gefunden. Kempfen ging nicht hinein, denn sicher würde man ihn mit einem Halloß empfangen und nicht mehr loslassen. Es bohrte etwas in ihm, was ihn traurig stimmte um Lorensens willen, der nie an sein gegebenes Wort dachte, sobald er beim Becher saß. Mochte er sehen, wie er ins Haus kam.

Kempfen schritt wieder hinauf in seine Wohnung und legte sich aufs Ohr, bewegt von dem Gedanken an sein großes Ziel.

IV.

Lorensen kam erst am frühen Morgen nach Hause, als die Sonne schon hell ins Zimmer schien. Beim Grauen des Tages war Kempfen erwacht, und als er das Bett auf der anderen Seite leer fand, hatte er sich erhoben, die Tür aufgeriegelt und sich wieder schlafen gelegt. So konnte Lorensen sich dann hineinschleichen und den Freund über die Zeit täuschen, wie es oftmals geschehen war, wenn er keinen Schlüssel bei sich hatte und der Verführung unterlag. Diesmal jedoch war er ertappt, denn Kempfen reckte sich mit offenen Augen, so daß die alten Bretter knackten, und machte ihm in seiner derben Art Vorwürfe. Seit einiger Zeit ernährten sie

sich durch Klebplastik, und so hatten sie dringende Aufträge erhalten, die rasch erledigt werden mußten. Es waren Vasen mit Amoretten, Einzelfiguren und Karikaturentöpfe — alles Fabrikware, die aber unter ihren Händen fix zu Geld wurde.

„Wie spät ist es denn?“ fragte Kempfen, da sie keine Uhr besaßen; und als er hörte, daß es erst vier sei, mußte er Bescheid, denn dieser Bruder Leichtsinns pflegte die Stunden gehörig zurückzuschrauben, sobald ihm das Gewissen schlug. „Dann wirds wohl sieben sein,“ knurrte Kempfen und wollte ihn veranlassen, den nötigen Schlaf ohne weiteres nachzuholen.

Lorenzen jedoch, der ihm die üble Stimmung anmerkte, setzte sich zu ihm auf den Bettrand, noch im Mantel wie er gekommen war, und bat ihn, nicht den Bösen zu spielen. Bei solcher Gelegenheit empfand er seine verwerfliche Schwäche ganz besonders, fühlte er die Stärke dieses Braven, dessen gute Lehren sich auch stets in gleiche Handlungen umsetzten. Er zerfloß dann förmlich in Weichheit, schämte sich ein wenig und kramte einen Korb voll Entschuldigungen aus, zum Schluß mit der Beteuerung, daß es „das letzte Mal“ gewesen sein solle. Es sei eben nicht anders gegangen; Walzmann habe nicht nachgegeben, und so hätten sie alle mitbummeln müssen, noch in ein halbes Dutzend Cafés und wer weiß wohin! Zuletzt spielte er den großen Trost aus, daß es ihn nichts gekostet habe, wobei er wohlweislich verschwiegen, daß er die Abzahlung von Schmarr bis auf den letzten Pfennig an den Mann gebracht hatte.

„Aber die Zeit, die Zeit!“ stieß Kempfen zwischen den Zähnen hervor, verzieh ihm dann aber schnell, weil er wußte, daß Lorenzen, sobald er wieder bei der Arbeit saß, sich nicht unzublickend pflegte. Trotzdem schimpfte er auf Walzmann, auf diesen unglücklich veranlagten Köhner, der durch seine Wüstheit die Jugend mit sich fortriß, hinein in den Sumpf, in dem er seinen Meistersessel aufschlug. Nun hatte er sich wieder um acht Tage gebracht und ihn, Kempfen, auch, denn gern hätte er die Gelegenheit wahrgenommen, schon in dieser Woche einen Bayern Geld bei ihm herauszuholen. Er liebte den großen Zug, das Arbeiten mit vollen Händen, wo man nicht zu fingeln brauchte.

(Fortsetzung folgt.)

24]

Die familie Krage.

Von Johann Skjoldborg.

Autorisierte Uebersetzung von Laura Geldt.

25.

Die Dünenbewohner befreiten Raine und Grabenränder von dem spärlichen Gras, das dort wuchs. In Hemdsärmeln schritten sie mähend über die Felder und schichteten die kleinen Grasbündel in Reihen auf. Und dann strichen sie die Sensen, daß es zwischen den Sandhügeln sang und klang.

Zuweilen standen sie stille und schauten nach dem Horizont, die Hände auf den Sensenstielen gestützt. Dieser Horizont war ihnen nicht mehr eine feste Mauer, die die Gedanken nicht zu überspringen versuchten. Im Gegenteil; sie flogen jetzt hinaus über das ganze Land bis an die Knotenpunkte, wo die Sache des Volkes verhandelt ward, wie sie es täglich genau in den Zeitungen verfolgten.

Sie warteten auf das Wunderbare, das geschehen sollte, auf die große Abmachung, die bald kommen mußte, wenn sie so da standen und nach dem Horizont ausschauten.

Die hauptsächlichste Begebenheit des Sammers war die politische Versammlung im Krageschen Hause gewesen. Aber auch die Zusammenkunft des Schützenvereins in Lem, namentlich der Zug hinauf nach dem Hofe des Gemeindevorstehers, stand hoch über dem Alltäglichen.

Der alte Gemeindevorsteher, der seit mehr als zwanzig Jahren dieses Amt bekleidete, hatte es nämlich niedergelegt, weil er nicht die Steuern nach dem provisorischen Finanzgesetz eintreiben mochte. Und als dann einer der Schützen den Vorschlag machte, ihn um dessentwillen durch einen Volkszug zu ehren, fand der Vorschlag allgemeinen Beifall und ward sofort ausgeführt.

An der Spitze schritt der große Paul, mit seinem unerschrockenen Blick grade vor sich hinsiehend. Er war im Jahre 64 Sergeant gewesen und leitete die Schützenvereine der ganzen Gegend mit fester und sicherer Hand. Er gestattete keinerlei Einwendungen. So hatte ihm z. B. ein Kürschner aus Brönderslev 50 Schützenmützen zubiel geschickt und sich dann geweigert, sie zurückzunehmen; aber Paul hatte ihm geschrieben, daß er ihn „das Volk der Westküsten kennen lehren werde, falls er sich nicht fügen wolle“. Wonach die Sache dann geordnet ward.

Auf Paul folgte dann die Musik, zwei Klarinetten und eine Flöte, und dann kamen die zahlreichen Schützen unter Kommando und mit Fahnen, die von Frauen gestiftet waren, alle in weißen Mützen und mit Flinten und Gewehren bewaffnet. Die älteren Jahrgänge schlossen den Zug, der im Staub der Landstraße bei brennendem Sonnenschein dahinschritt.

Und all diese Menschen schwenkten unter Gesang und Musik und mit festen Tritten hinein in den Hof, daß das ganze alte Gebäude erzitterte.

Hinter allen Fensterscheiben gewährte man Gestalten, und der Gemeindevorsteher selber erschien in der Tür mit seinem langen, weißen Haar, das weich und dicht das ehrwürdige Haupt, mit den männlichen, noch kräftigen Zügen, umrahmte. Er blidte etwas verwundert drein.

Unter lautloser Stille wurden diese wenigen Worte gesprochen: „Wir, die Jungen, grüßen Dich, Gemeindevorsteher, als einen gut dänischen Mann und Demokraten, der nicht einer gefühllosen Regierung dienen will! Hoch, unser Gemeindevorsteher lebe hoch!“

Der alte Mann senkte die Augenlider, und seine Mundwinkel zitterten, als die Huldigung des Volkes über sein weißes Haupt dahinbrauste.

Ruhig hob er die eine Hand und sagte laut: „Seht, ich gehöre noch zu denen aus der ersten Freiheitsperiode. Haltet Ihr nur getreulich fest, bis ihr eben so alt seid, wie wir es sind. Das werdet Ihr nie zu bereuen haben.“

„Bitte schön, tretet näher, alle miteinander!“ fuhr er dann nach einer kleinen Pause fort, und wandte sich darauf an seine Frau, die hinter ihm stand: „Und Du wirst nun den großen Kessel aufs Feuer setzen müssen, Mutter!“

Aber was die Dünenbewohner in dieser Weise erlebt hatten und was sie lasen — das war noch nicht das Entscheidende, das kommen mußte. Am Sonntag versammelten sie sich im Krageschen Hause und diskutierten die Neuigkeiten der verfloffenen Woche. Der stille Peter kam beständig auf seinen Lieblingsvorschlag zurück, der darauf hinausging, daß eine Abordnung, bestehend aus einem Erwählten jeder Gemeinde zum König selber vordringen sollte. Denn wenn ihm nur die Situation klar gemacht wurde, dann würde der Mann so vernünftig sein, die Sache in Ordnung zu bringen. Die Großen gingen natürlich tagtäglich umher und logen ihm etwas vor. An Wochentagen gingen sie ihrer Arbeit nach in den entlegenen Hütten und spähten nach dem Horizonte.

Und dann knallte der Schuß und traf den Ministerknopf. Die Augen des kleinen Jep funkelten, und Kräu Hoas sagte: „Das war der Erste, aber es wird nicht der Letzte sein.“

Doch es geschah nichts weiter. Im Hause Krage konnten sie keinen rechten Bescheid mehr bekommen; es war so merkwürdig still dort während der Zusammenkünfte.

Und je mehr Zeit verstrich, um so leerer und unheimlicher ward es nach diesem einen Schuß.

26.

Die Scheidewand, die das Abnahmezimmer von dem Wohnraum im Krageschen Hause trennte, hatte eine Tür bekommen, wodurch das Ganze zu einer aus zwei Zimmern bestehenden Wohnung ward. Das vordere Zimmer trug etwas das Gepräge einer „besten Stube“; dort stand die Sofabank, hingen die Bilder des Schulvorstehers und Friedrichs VII., alles, was ein wenig puken konnte. In dem inneren Raume, der alten Stube, wo die ganze Familie schlief und sich gewöhnlich aufhielt, war der ursprüngliche Hausrat wieder an Ort und Stelle geschafft.

An dem langen Tisch saß die familie Krage beim Abendessen. Die beiden Jungen, die beiden Alten, Anders mit dem Kleinsten auf den Knien und fünf bis sechs Kinder wie die Orgelpfeifen in Reih und Glied. Vor dem Platz eines jeden lag eine Scheibe Schwarzbrot mit einem Stück Speck darauf, genau in ganz gleiche Portionen geteilt. Auf dem Tisch standen ein gelber, glasierter Bierkrug mit zwei Henkeln und eine Pfanne, deren Füße genau in die Löcher eines Holzkreuzes hineinpaßten. Sie langten mit den Hornlöffeln in den Kartoffelbrei.

Das Zimmer ward erhellt von einer Lampe, deren Glode gesprungen und deren Messingfuß sehr schief war — es war dieselbe Lampe, die vor vielen Jahren eine so bittere Stimmung in diesem selben Zimmer hervorgerufen hatte.

Nur wenige Worte unterbrachen das Schweigen, das bei dem Einnehmen der körglichen Mahlzeit herrschte.

„Ja, es vergeht heutzutage kaum ein Tag, ohne daß jemand um eines freien Wortes willen verfolgt und bestraft wird!“ sagte Anders ernst.

„Am schlimmsten ist es mit Berg,“ sagte Jürgen traurig. „Ihn können wir schlecht entsehren.“

„Am wenigsten gerade jetzt, scheint mir!“ meinte Anders tauend.

Einigen Kindern mußte geholfen werden. Anders umschlang das Kind auf seinen Knien mit dem Arm, und während er ihm zu essen gab, drückte er es fest an sich.

Der Kleine Anders, der jetzt schon ein großer Junge war, fragte: „Was hat denn Berg eigentlich getan?“

„Er ist ein Freund der Freiheit mein Junge!“ antwortete Jürgen. „Er hat unsere Sache, die Sache der Kleinen Leute in die Hand genommen, und das wollen die, die am Ruder sind, nicht haben. Darum ergriffen sie ihn; er war der Beste von uns!“

Nach einer Weile setzte Anders hinzu: „Und nun geht es ihm wohl ans Leben da drinnen im Gefängnis.“

Wieder entstand eine Pause.

Die Erwachsenen erhoben sich, die Kinder krochen vom Tisch herunter, und die kleinsten von ihnen kamen ins Bett. Jürgen und Anders schlepten Stricke und Riemen herbei für ein neues Ochsendgeschirr, Kjesten setzte sich an den Ofen, um Wolle zu krahen, während Marie ein paar kleinen Kerlen das Lesen beizubringen suchte.

So kamen sie alle zur Ruhe bei einer neuen Beschäftigung.

„Rein, sie sind stark!“ nahm Anders nach einer Weile das Gespräch wieder auf und bearbeitete nachdenklich sein Stück Kautabak. Sein Haar war stark ergraut und seine Wadentknochen traten scharfer hervor als ebendem.

„Ja — Ihre Macht ist alt!“ äußerte Jürgen viel später als Resultat einer langen Gedankenreihe.

Dann arbeitete jeder schweigend weiter. — Anders nähte Kofster mit einem geteerten Faden und Jürgen fertigte und splichte Ringe, durch die die Leine laufen sollte.

Klein-Anders wollte etwas aus dem Atlas wissen, das ihm sein Vater beantwortete, der sonst oft in Nachdenken versank, das Splißeisen in der Hand.

„Ich habe das Gefühl, Jürgen, als hätte man uns doch halbwegs zum Besten gehabt!“ sagte Anders.

„Wir dürfen nicht vergessen,“ antwortete Jürgen, „daß es unsereinem schwer wird, alle die Winkelzüge zu fennen, die bei solcher Gelegenheit angewandt werden!“

„Rein, aber wenn man vorwärts gehen soll, muß man doch eigentlich den Weg sehen können!“ meinte Anders.

„Ich bin nicht sicher, daß der stets geradeaus läuft, namentlich in schwierigen Zeiten; aber eins weiß ich bestimmt, nämlich daß Wahrheit und Recht siegen werden, wenn die Menschen nur fest bleiben!“

„Ja — a.“ Anders seufzte. „Aber es kann lange dauern!“

„Das kann es natürlich,“ gab Jürgen zu.

... und der Fuchsraben ward des Fuchses Grab, und das war das Ende vom Liede,“ buchstabierten sie drüben am Tisch. —

„Und es ist nichts weiter zu tun als auszuharren und fest zu bleiben,“ sagte Jürgen später. — „Und weißt Du, die Zeit kann manches ändern, Anders!“

„Das versteht sich,“ nickte der Alte. „Jetzt locker lassen, das wäre meiner Seel das Dümteste, was man tun könnte!“ und er kaute seinen Tabak.

Kjesten hielt in ihrer Arbeit inne. „Bist Ihr, Kinder, ich habe solche Angst vor dem Pulver! Ob Ihr deswegen nicht auch Scherereien kriegen könnt!“

„Das Pulver ist unser Eigentum, Mutter!“ Jürgen lächelte.

„Ja, aber ich habe solche Angst, daß es eines Tages losknallt. Grabt den Dreck doch in die Erde!“

„Das wäre ein merkwürdiges Gebaren, Kjesten!“ sagte Anders in halb vorwurfsvollem Ton und spuckte aus.

— Es war Bettzeit, und man rüstete zum Aufbruch.

„Ja, Gott mag wissen, was noch einmal daraus wird!“ Jürgen öffnete seine Weste.

Darauf antwortete Marie mit einer Ruhe und Bestimmtheit, die an ihren Vater erinnerte: „Ich weiß bestimmt, daß etwas Gutes daraus wird; denn die letzten Jahre sind die schönsten, die wir gehabt haben, und es wird schon noch etwas Gutes dabei herauskommen!“

Anders blickte mit Wohlbehagen auf seine Tochter, und über Jürgens Antlitz glitt ein freudiger Schimmer.

Wald verlosch das Licht im Krageschen Hause, und die Nacht brütete über den Dünen und dem ganzen Lande.

(Fortsetzung folgt.)

Ausländische Belletristik.

Seit Jahren wird offen Klage geführt, daß uns die Auslandsliteratur wie eine schlimme Seuche überschwemme, daß es jetzt Mode sei, Skandinavien und Rußen zu lesen, wie es früher Mode war, französische oder englische Romane zu lesen. Ein Körnchen Wahrheit steckt in diesen Behauptungen. Die Unterhaltungsliteratur wird von der modischen Strömung, die gerade die mächtigste ist, bestimmt. Denn der heutige Buchhandel beruht ja auf kapitalistischen Voraussetzungen. Er sucht deshalb wieder das besitzende Lesepublikum für seine Interessen einzufangen, indem er sich dessen Geschmack anpaßt. Da aber die Schriftsteller meist nicht instande sind, sowohl den Buchhändlern als dem Publikum Widerstand zu leisten, so müssen sie sich prostituierten. Die das verabschieden, zehren am Hungertuch.

Es gibt aber noch andere Ursachen für diese Erscheinung. Die Schreibenden wollen auch vielfach nichts anderes geben, als was das Wohlgefallen des bürgerlichen Lesepublikums zu erwerben geeignet ist. Sie haben einfach nicht den Mut, den Stier bei den Hörnern zu packen, will sagen, den sozialen Kämpfen ihrer Zeit nachzugehen und sie wahrheitsgetreu zu schildern. In dieser Hinsicht ist es gerade um die deutsche Belletristik der Gegenwart sehr schlimm bestellt. Obwohl die Zensur im eigentlichen Sinne nicht mehr besteht, so sorgt die ewige Angst vor dem Verlust der Fleischöpfe der

vorherrschenden Klassen, daß die Dämme nicht in den Himmel wachsen. Wir haben zurzeit weder soziale Romane, noch soziale Dramen — diese am allerwenigsten. Trotzdem ist das Bedürfnis für eine derartige Literatur vorhanden. Nur dürfen es heileibe nicht deutsche Zustände, deutsche Verhältnisse sein, die da geschildert werden.

Dieser Vagantenneigung entspringt die modische Hinneigung zur Auslandsbelletristik. Man kann hier, was das deutsche Bürgertum antaugt, wirklich von Mode sprechen. Oder war es etwas anderes, was z. B. die Berliner Bourgeoisie scharenweis ins Theater trieb, um mit Gorkis Darstellern im Nachtschl sich anzubiedern? Ja, man vermochte sogar Krolodilstränen ob dieses Elends der Ausgestoßenen zu weinen, wie jener große Zeitungsverleger, der für das grenzenlose Elend eines jungen talentierten Schriftstellers, der zudem noch seines Glaubens war, nichts als höhnische Abweisung übrig hatte... So was ist doch, sagen sie pharisäerhaft, „nur — in Rußland“ möglich. Zu natürlich auch: sie sehen den Wald vor Bäumen nicht — wollen ihn nicht sehen. Und die deutsche Unterhaltungsliteratur ist, mit wenigen kläglichen Ausnahmen, auch ganz danach beschaffen.

Daß es anderswo anders, sehr viel anders aussieht, lehrt ein Blick in die Gegenwartsbelletristik des skandinavischen Nordens und besonders des Zarenreiches mitamt seiner total verwahrlosten Regierung — doch auch mit seiner des revolutionären Geistes überbollen Wirklichkeitsdichtung! Indem wir aber diese beiden scharfen Kontraste andeuten, drängt sich auch sofort die Notwendigkeit auf, den Ursachen dieser Erscheinung nachzugehen. Erstens sind die russischen „Intellektuellen“ im großen ganzen um 99 Prozent besser als die deutsche Bourgeoisie. Sodann sind die meisten russischen Schriftsteller ganz andere Kerle, als z. B. die meisten vom Troß der absterbenden „Alten“ sowohl, wie der „Jüngstdeutschen“ und „Alerjüngstdeutschen“ bei uns. Jene fühlen ihrem Volke gegenüber die heilige Mission des Wahrheitskämpfers — nicht des Postenreiters und Brettlhupfers! In ihnen lebt der fanatische Drang des echten sozialen Fühlens und Verstehens. Sie offenbaren nicht nur Talent, sondern auch Charakter! Troß Gefängnis und Verbannung. Man nenne mir einen bürgerlichen deutschen Schriftsteller von heute, der das Exil auf sich nähme — nur um aus seinem Herzen keine Mördergrube machen zu müssen. Die Russen tun's. Ihre besten revolutionären Schriftsteller sind gezwungen, das Brot des Emigranten zu essen. Da ihnen aber die russische Zensur die Veröffentlichung von Büchern im Lande selbst schlanweg verwehrt, so bleibt ihnen keine andere Wahl, als vom Auslande her zu ihrem Volke in seiner Sprache zu reden, mit anderen Worten: hier ihre Schöpfungen zu publizieren.

Nun genießt Deutschland seit Herders und Goethes kosmopolitischer Propaganda den Vorzug, unter allen Ländern das eigentliche Sammelbecken für die Literatur aller Völker zu sein. Man wird den hieraus erwachsenden Segen rückhaltlos anerkennen dürfen, ohne sich der Beobachtung gewisser Nachteile zu verschließen. Diese bestanden und bestehen zu einem Bruchteil in der Nachäffung der anderen. Dies Abhängigkeitsverhältnis der deutschen Literatur von der fremdländischen kommt aber gerade dieser letzteren zugute. Wäre es anders, so hätten wir allerdings weniger den Einfluß zu verspüren, den die Auslandsliteratur auf die deutsche von jeher ausgeübt hat; wir hätten uns dann aber auch schwerlich so rasch zum Realismus durchgerungen, und ferner wäre uns die nordische, vor allem die russische Belletristik verschlossen geblieben.

Der Nutzen, den namentlich die proletarische Lesertwelt von diesem Zustand hat, steht fest. Ihr erschließt sich der besondere Wert dieser Auslandsliteratur von selbst. Sie verpüßt da den heißen Atem des nach Entfremdung verlangenden Volkes; sie empfängt da Belehrung über seinen Charakter, seine Leiden, über die heillosen Zustände im Ausland, über den Geist des Aufbruchs, über die Richtung und die Aussichten der revolutionären Bewegung. Denn die russische Literatur ist das unerschöpfte Spiegelbild Rußlands! Sie hat die Mission, ganz Tendenz zu sein und beweist somit aller Welt, daß es mit den althergebrachten Lehren von der Tendenzlosigkeit eines Kunstwerks nichts mehr ist, sobald hinter diesem das ethische Pathos einer vollen Menschen- und Künstlerpersönlichkeit steht und sie zwingt uns, uns mit dieser neuen Aesthetik, die hier so überwältigend angebahnt und von Tag zu Tag reicher ausgebaut wird, allen Ernstes zu befassen. Das aber ist neben ihrer Wirklichkeitsstreue der höhere Gewinn, den wir von der erzählenden Literatur Skandinaviens, hauptsächlich Rußlands haben! —

Nicht alles, was von deutschen Uebersetzern serbiert wird, besitzt über den Tag hinausweisende Werte; und die Melodie, die da erklingt, ist in Melancholie gebettet und monoton. Dennoch hört man sie immer gern wieder: es schwingen so unfaßbar seine poetische Reize mit.

Eine Reihe von Büchern ausländischer Autoren liegt vor mir. Zunächst sei „Unser Verbrechen.“ Ein Roman aus dem russischen Volksleben von Zwan A. Koblionow, übersezt von Agel Ripke (Verlag der Literarischen Anstalt Nittien u. Voening, Frankfurt a. M.) herausgegeben. Der Verfasser ist ein ehemaliger Kosakenoberst, der den Krieg mitkämpfte und während der südrussischen Bauernunruhen auf seinem Gut ausstarbte. Man kommt ihm erst mit einigem Mißtrauen entgegen. Es schwindet aber, sobald man ein

paar Kapitel gelesen hat. Er schilbert das Bauernvolk, wie es ist: roh, gewalttätig — dem Schnapsteufel wehrlos ergeben. „Das Volk hat sich ins Elend getrunken, es ist verwildert und verwahrlost, es will nicht arbeiten, hat arbeiten nie gelernt . . . hilflos und unwissend lebt es, sich selbst überlassen, sein eigenes, arafeliges Geschick . . .“ Rodionow wi! mit seinem Buche, wie er im Vorwort sagt, „die Aufmerksamkeit der gebildeten russischen Gesellschaft auf ihre schwächeren Brüder lenken, denen der Untergang droht“. Das Unterfangen wird aber der russischen Bourgeoisie herzlich gleichgültig bleiben. Ist sie es doch selber, die das Volk in Dummheit und ärgster Lasterhaftigkeit versumpfen läßt, um es so sich für die eigenen Lüste und Verbrechen gefügig zu erhalten! Die Bilder, die der Verfasser entwirft, sind keine Erfindungen, sondern direkt dem Leben des Bauernvolkes entnommen — weder mit verstärkten noch gemilderten Farben. Das großzügige Gemälde ist von erschütternder Wahrheit und kann sich auch, was die naturalistische, doch künstlerische Darstellung betrifft, der wuchtigen Schwere einer Dostojewskischen Feder an die Seite stellen.

Während des russisch-japanischen Krieges, präziser um den Fall von Port Arthur herum, spielt: „Aus Sturmeszeit“ von Anastasia Werbizkaja, verdeutscht von Frieda Stod (Berlin, F. Lohschütz Verlag). Der Titel dieses großangelegten, an Figuren und Handlungen reichen Romans ist in doppelter Hinsicht gut gewählt. Es geht wie ein Sturm durch das ganze 847 Druckseiten starke Buch. Alles ist voll Bewegung, alles ist dramatisch. Glutvolle Leidenschaft in Liebe und Haß quillt uns entgegen. Die Revolution in Moskau mit ihren Straßenlampen, losatistischen Meutereien, Streiks, Barricaden bildet gewissermaßen den Glutherd für die Konflikte, tragischen Geschehnisse und heiteren Episoden sogar. Alle Charaktere: Kaiserlich gesinnte wie Sozialdemokraten und Sozialrevolutionäre, Intellektuelle wie Arbeiter, Männer wie Frauen sind plastisch gezeichnet; insbesondere aber die Frauen. Und das ist natürlich; denn die Autorin ist wohl selbst dabei gewesen. Indessen ist in diesem kühn entworfenen und mit genialer Kraft ausgestalteten Gemälde doch die Geschichte einer Ehe mit allem Drum und Dran die Hauptsache. Der Held ist eine durch und durch egoistische Natur, der sich zum Anarchisten entwickelt. Seine Frau teilt seine revolutionären Anschauungen nicht. Sie will den Mann nur für sich haben. Das ist ihm unmöglich. Sein sinnliches Naturell entzündet sich an anderen Frauen. Die Seine entfremdet sich ihm mehr und mehr; und er entfremdet sich ihr. In seinem Wesen dokumentiert sich der Zusammensturz des Alten, der Aufbau des Neuen. In unserer Umgebung, sagt er selbst, hätten sich keine Elemente gefunden, die das Alte zerstört und Neues geschaffen hätten. Nur die Epochen, in welchen das gesellschaftliche Bewußtsein erwacht, erzeugen diese persönlichen und Familiendramen. Nur die Revolution deckt alle Gegensätze zwischen den Menschen auf, die sich in der Epoche der Reaktion ebnen und nicht zum Vorschein kommen. Ich liebe meine Frau und wurde ihr täglich immer fremder. Ich liebe Tanja und Wera Iwanowna nicht, und trat ihnen täglich immer näher. Ja, die alte Ethik stirzt zusammen. In Qual und Blut, im Dunkel der Nacht leimt eine neue Ethik empor. Der Sturm des neuen Lebens ersticht mit seinem glühenden Atem das heilige Feuer des häuslichen Herdes. Und niemals werden wir umkehren, um uns an dem alten Aschenhaufen zu wärmen! Mit einer Hymne auf die neue Zeit, die angebrochen ist, schließt das Buch.

Paul Warchan, ein anderer Russe, der übrigens auch ein sehr gutes Deutsch schreibt, weshalb er keines Uebersetzers bedarf, hat sich im Gegenjag zu Moskau Petersburg als Schauplatz für seine Schilderung erkoren. „Petersburger Nächte“ (S. Fischer, Berlin) nennt er die Skizzensammlung. Sie zerfällt in folgende Rubriken: „Fremde“, „Petersburg und die Jahreszeiten“, „Russische Verhältnisse“, „Russisches Wesen“, „Am die Literatur“. Es sind wichtige, doch auch nicht des Ernstes und selbst der satirischen Seitenstränge entbehrende Betrachtungen eines gründlichen Kenners des Petersburger Wesens, dem man sich schon anvertrauen darf.

Ein Unternehmen jedoch, das vom „Internationalen Komitee zur Unterstützung der Arbeitslosen in Rußland“ (Sitz inusanne) vor zwei Jahren bereits begonnen wurde und das jedenfalls uns Sozialdemokraten am allernächsten liegt, stellt sich dar in dem Buche: „Freiheit und Arbeit“. Dies ist der erste Sammelband eines auf mehrere Bände geplanten Werkes. Es ist aus freiwilligen Beiträgen bekannter Dichter und Schriftsteller zusammengestellt, und Genosse Eduard Bernstein, der ihm ein zweckdienliches Vorwort auf den Weg gegeben, hat recht, wenn er es in bezug auf „Gaben verschiedener Gattung und wohl auch von verschiedenem Wert, Gaben von verschiedenen Verfassern, die in ihren Grundanschauungen vielfach auseinandergehen“, einen geistigen „Bazar“ nennt. Der Inhalt des Buches setzt sich aus Novellen, Konturen, Märchen, Fabeln und Legenden, ferner aus zahlreichen Gedichten und Artikeln zusammen. Unter diesen letzteren sind höchst bemerkenswert die „Motive“ über ästhetische Kunstfragen von Alfred Mayer und ein Bruchstück „Frankreich“ aus einem Essay von Heinrich Mann. Die Expektoration „Revolution“ von Johannes Schlaf dürfte aber doch mit einigem Kopfschütteln hingenommen werden; wenigstens in dem Teile, den Schlaf Rußland widmet. Rußland werde niemals aus der theokratischen Staatsform herauskommen; allenfalls sei eine theokratische Konstitution denkbar usw. usw. Das Heil aller Welt erblickt Schlaf in einer christlichen Sozietät usw. Jeden-

falls ist sicher, daß er sich über den Sozialismus noch wenig Kopfschmerzen gemacht oder ihn gar nicht verstanden hat. Glücklicherweise hat alles noch so tiefinnig sich gebärende Theoretisieren bürgerlicher Ideologen kaum jemals einen mehr als vorübergehenden Einfluß auf die Menschheitsentwicklung genommen. Es geht vorüber „wie der Kaffee“, um einen Auspruch der Madame de Sevigné zu brauchen. Im übrigen ist anzuerkennen, daß alle in diesem interessanten Buche vertretenen Autoren sich, nach Bernsteins, in dem einen schönen Bestreben zusammenfinden, dem das Erträgnis aus diesem Unternehmen dienen soll. Und das heißt: Unterstützung der Arbeitslosen in Rußland.

Aus Rußland hinaus führt uns ein Kranz von Novellen, den ihr Verfasser: Otto Alischer unter dem Titel: „Mühselige und Beladene“ (Egon Fleischel u. Co., Berlin) gewunden hat. Rumänien ist der Schauplatz; Hirten und Zigeuner sind die Helden dieser von einem eigenartigen poetischen Duft umwehten Erzählungen. Das ist sicher ein Buch, das Freude macht.

Ähnliches läßt sich auch von „Seeboll“, Erzählungen aus nordländischem, besser schwedischem und finnischem Seemannsleben, (Leipzig, Georg Meierburger) behaupten. Ihr Verfasser, John William Nylander, stammt von der Südküste Finnlands und war wirklich Seemann von Beruf. Das erinnert lebhaft an des verstorbenen Dänen Holger Drachmanns „Strandgeschichten“. Graf. H. Fisher hat diesem „Seeboll“ eine Biographie des Dichters vorausgeschickt, aus der höchst interessante Einzelheiten zu erfahren sind. Jedemfalls ist es eine originelle Gabe, die auch ihren Weg machen wird. Endlich verzeichnen wir eine Uebersetzung der Werke des in London lebenden Ghettochriftstellers J. Jangwill von Hans Heinz Ewers (Berlin, Siegfried Cronbach), wovon bisher drei Bände („Der Meister“, „Der Mantel des Eljah“, Romane, sowie der Novellenband „Die graue Perle“) erschienen sind.

Ernst Kreowski.

Kleines feuilleton.

Statistisches.

Das enorme Anwachsen New Yorks. Noch immer ist London die größte Stadt der Welt und wird es auch unbestritten in den nächsten Jahrzehnten bleiben. Sie ist an Bevölkerungszahl den übrigen Städten, mit einer Ausnahme, weit voran. Diese Ausnahme bildet New York, das London nahe auf den Fersen ist. Es zählt bereits eine fast doppelt so große Bevölkerung wie Paris, die drittgrößte Stadt der Welt. Nehmen aber beide Städte, London und New York, in gleichem Verhältnis wie in den letzten zehn Jahren an Bevölkerungsmenge zu, so dürfte es nur einiger Jahrzehnte bedürfen, und New York hat London den Rang abgelassen. Das Wachstum New Yorks seit zehn Jahren muß als geradezu wunderbar bezeichnet werden. Im Jahre 1900 betrug seine Bevölkerungsziffer, nach „Scient. Am.“, 3 437 202. Am 1. September 1910 wurden durch das städtische Zählungsbureau 4 766 883 Einwohner festgestellt. Der Zuwachs innerhalb der zehn Jahre betrug somit 1 329 681 Personen, also 38,7 Prozent. In kleineren amerikanischen Ortschaften, namentlich in aufblühenden Minendistrikten, mag ja manchmal der Prozentsatz ein noch weit höherer sein — für eine Stadt von der Größe New Yorks muß der vorliegende aber als ganz außerordentlich bezeichnet werden.

Von jeher schon zeichnete sich New York durch sein außerordentlich schnelles Wachstum aus. In den 120 Jahren seit 1790 waren nur vier Jahrzehnte zu verzeichnen, in denen der Prozentsatz hinter dem letzten zurückblieb. Von 1810 bis 1820 betrug die Zunahme 28,4 Proz., und sank in der 1870 endenden Dekade infolge des Krieges auf 15,8 Proz. herab, stieg aber 1880 wieder auf 28 Proz. Der größte Zuwachs, nämlich 82,7 Proz., war in den zehn auf den Revolutionskrieg folgenden Jahren zu vermerken, denn 1790 hatte die Stadt nur 33 171 Einwohner, 1800 dagegen schon 60 515; die Zunahme war auch in dem darauffolgenden Jahrzehnt eine sehr bedeutende, nämlich 59,3 Proz. Während sie im Jahrzehnt 1810 bis 1820, wie schon erwähnt, auf 28,4 heruntergegangen war, schnellte sie 1820 bis 1830 wieder auf 63,8 Prozent empor, und hielt sich in den drei folgenden Jahrzehnten stets auf mehr als 50 Proz. Die erste Million hatte die Stadt New York erst in dem 1880 endenden Jahrzehnt überschritten; in diesem Jahre zählte sie 1 206 299 Einwohner.

Die Bevölkerung Londons belief sich im Jahre 1901 auf 6 581 372 Personen, und gegenwärtig schätzt man die Einwohnerzahl auf über 7 500 000. Paris besaß im Jahre 1901 eine Bevölkerung von 2 714 068 Seelen, und mag jetzt auf beträchtlich über 3 Millionen angewachsen sein. Berlin zählte 1906 2 040 148 Einwohner; es wird nie, auch bei stärkstem Wachstum nicht, die Bevölkerungszahl Londons oder New Yorks erreichen können, da bei ihm nur das Stadtgebiet, nicht aber das seiner Vororte, zählt. Tokio, Japans Hauptstadt, hatte vor zwei Jahren eine Bevölkerung von 2 085 160 Seelen. Auch Chicago hat sich während des letzten Jahrzehnts bedeutend vergrößert, und es ist leicht möglich, daß es schon jetzt den Rang der vierten Stadt der Welt einnimmt.